Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 3 (1935-1936)
Heft: 12

Artikel: Magus Obereit : 1725-1798
Autor: Milch, Werner
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759290

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Magus Obereit

1725–1798

von Werner Milch

Hamann hat einmal einem Schweizer, dem «Kraftgenie» Christoph Kaufmann seinen Ehrentitel «Magus» geliehen. Das hohe Lob war unverdient, Kaufmanns Elan erlahmte, man hatte ihn zu früh gelobt, er konnte nicht halten, was die Freunde von ihm erwarteten. Ein Schweizer Landsmann tat den ersten Schritt, um die Legende zu zerstören, die sich um den «Apostel des Sturms und des Dranges» gebildet hatte; Johann Georg Zimmermann gab in seinen scharfen Angriffen auf Kaufmann den Ton an, der bald vielstimmig aufgenommen wurde, bis Kaufmann nach allen Regeln der Parforcejagd waidwund gehetzt war. Bei Obereit gelang es Zimmermann nicht. Ein ganzes Kapitel seines Buches über die Einsamkeit benutzte er dazu, den «Schweizer Magus» in den Augen der Welt lächerlich zu machen, aber die unbestechlichsten Richter des deutschen Geisteslebens, Goethe und die Seinen, die Zimmermann beim Brandmarken Kaufmanns willig gehorcht hatten, versagten ihm die Gefolgschaft, als Obereit der Lächerlichkeit preisgegeben werden sollte: Goethe gab ihm den Ehrentitel, den Hamann dem jungen Kaufmann zusprechen wollte: Magus.

Man hat Obereit lange verkannt. Die Germanisten nennen seinen Namen als den des Entdeckers der «Hohenemser Nibelungenhandschrift; noch Koschs «Literaturlexikon» vom Jahre 1930 begnügt sich mit diesem Hinweis, ohne auch nur eines der vielen Bücher des Schweizers zu erwähnen. Die früheren Biographen folgen allzu unkritisch den gehässigen Auslassungen des Gegners, ihnen ist Obereit ein Quacksalber, eine klägliche Erscheinung, einer der vielen Wundermänner wie «Cagliostro, Mesmer, Gaßner und der Leipziger Kaffeewirt Schröpfer». Selbst die jüngsten Historiker der Schweizer Literatur kümmern sich kaum um Obereit; Gerechtigkeit ist ihm erstmals durch Wernle (im dritten Bande des Buches über schweizerischen Protestantismus) widerfahren. Die Zeit ist reif für eine Revision,[1] sowohl des Prozesses Zimmermann contra Obereit wie auch des Gesamtbildes des Lindauer Chirurgen.

---

[1] Der Verfasser darf auf seine Studie über Obereit und Zimmermann verweisen, die im Rahmen der Reihe «Die Schweiz im deutschen Geistesleben» im Verlage Huber & Co. in Frauenfeld erscheinen wird.

Wir wissen immer noch zu wenig vom 18. Jahrhundert. Erst bei der Betrachtung der Kleineren zeigt sich die verwirrende Fülle der Bedeutungen der Worte «Aufklärung» und «Überwindung der Aufklärung». Zimmermann, der Prototyp eines Aufklärers, wie wir das Wort heute verstehen, kennt kein ärgeres Schimpfwort, weil in seinem Sprachgebrauch «aufgeklärt» gleichbedeutend ist mit «erleuchtet». Und Jacob Hermann Obereit war ein «Erleuchteter».

Nun verknüpft sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Gedanke der Erleuchtung, des Wissens um religiöse «Geheimnisse», unauflöslich mit dem Gedanken der Gemeinschaft. Gewiß erhebt sich für jeden, der im Besitz eines Geheimnisses ist, die Frage, wie er sein Wissen überliefern könne, aber was im 17. Jahrhundert noch ein Problem der Sprache war, als Jacob Böhmes Jünger darum rangen, Erleuchtungen stammelnd in Worte zu fassen, war jetzt zu organisationsfreudiger Vereinsspielerei erniedrigt: je geringer das Geheimnis, desto bombastischer der gesellschaftliche Betrieb, die Phrase, die die Sache vernebelte. So erklärt sich die Sucht, aus jedem Gegner reinrationalistischer Systeme den Begründer eines neuen Geheimordens machen zu wollen. Die Worte Geheimnis und Orden waren nun einmal untrennbar verknüpft. Auch Obereit ist dem Schicksal nicht entgangen, als Ordensgründer verketzert zu werden. Er bezeichnete sein Denkgebäude als «Centralismus» und sofort erschienen die Angriffe gegen ihn als Abwehr wider den Orden der Centralisten.

Obereits Eltern — der Vater war von Beruf Buchhalter in Lyon, in Arbon, schließlich in Lindau — gehörten erleuchteten Zirkeln an. Mit Marsay war der alte Obereit befreundet, er zählte sich auch zu den Jüngern der Guyon. Häretisch gestimmte Schriftstellerei hatte ihn in heftige Zwistigkeiten mit den kirchlichen Behörden gebracht. So förderte er die religiösen Neigungen des Sohnes — Jacob Hermann Obereit wurde am 2. Dezember 1725 zu Arbon geboren — wie er sich dem Wunsche seines Ältesten, Theologie zu studieren, kräftig widersetzte. Auf die natürlichste Art wurde also Jacob Hermann Obereit in die Zirkel der Erweckten und in die Stimmung der heterodoxen Glaubensströmungen hineingeführt. Er erfüllte den Wunsch seines Vaters und wurde Wundarzt. Nach drei Jahren der Lehrzeit, die er gleichzeitig zu eifrigem Sprachstudium benutzte, wurde er 1743 losgesprochen, ging auf die Wanderschaft und versuchte, sich als chirurgischer Praktikus einen Er-

werb zu schaffen. Die Überfüllung des Berufs und die geringe Verdienstmöglichkeit für einen unstudierten Chirurgen veranlaßten ihn zur Bitte um ein Studienstipendium; auf Kosten des Magistrats von Lindau ging er für drei Jahre nach Berlin und hörte Medizin, mit größerer Leidenschaft jedoch Chemie (bei Pott). Hier gründete sich die für seinen äußeren Lebensablauf verhängnisvolle Liebe zum Experiment, die ihn später sein schmales Einkommen in alchimistischen Versuchen vergeuden ließ. Hier zeigte sich aber auch als Reaktion zu der von Jugend auf geübten religiösen Haltung die weltfrohe Stimmung des jungen Studenten, die ihn zu den schönen Wissenschaften trieb: er dichtete im Geiste Bodmers und Klopstocks und teilte dem Schweizer Meister seine Absicht mit, eine Fortsetzung des Messias «bis zur Allzurechtbringung aller Dinge» zu schreiben. Er wurde nach Lindau zurückgerufen, ehe er einen akademischen Grad erworben hatte und übernahm in der Heimat den Posten eines Spitalchirurgen und Hebammenmeisters. Schwierigkeiten mit Kollegen und Badern hatte er nicht, dagegen erfüllten Kämpfe mit den Hebammen von Lindau, diesem «unbändigsten unter allem Geschlecht der bösen Weiber» seine Tage. In diese Jahre gehören Obereits frühe literarische und archivalische Arbeiten. Über die ersten ist so gut wie nichts bekannt, nur Zimmermanns gehässiger Bericht erzählt von einem Aufenthalt, den Sulzer, Lavater und Füßli auf einer Reise in Lindau nahmen, «da erschien Magister Obereit augenblicklich im Posthause, mit einer erschrecklichen Menge von Manuskripten in allen seinen Taschen. Viele Stunden nacheinander, unterhielt Magister Obereit die Männer, mit seiner philosophischen, mystischen, patristischen, theologischen, physischen, mathematischen, lateinischen, griechischen, medizinischen, chymischen und alchymischen Vielwisserei; und, nach seiner sündhaften Gewohnheit, zog er immer ein Manuskript nach dem andern aus der Tasche, und las es vor. Lavater war bedrückt, und seufzte. Füßli fluchte. Sulzer kam aus aller Fassung. Magister Obereit wußte von nichts, und las immer keck und tapfer von der Faust weg. Sulzer, der mittlerweile eingeschlafen war, und beym Aufwachen hörte, daß Magister Obereit noch las, ergrimmte, und hieß den redseligen Magister nach Hause gehen. Obereit trat ab, und sie dankten alle Gott!» Wie weit sich in diesen frühen Werken Obereits das religiöse Gedankengut mit dichterischen Formen verband, ist nicht bekannt, die späteren theoretischen Schriften wählen noch gern eine

dialogisch-erzählende Form als Einkleidung. Klarer sehen wir Obereits archivalische Neigungen: er durchstöberte die Bibliotheken und Archive der Heimat und beschrieb dann Bodmer in langen Briefen seine Funde. Hierbei glückte ihm die Entdeckung der Hohenemser Nibelungenhandschriften, die er Bodmer in die Hände spielte — der hielt es nicht für notwendig, den Finder in seiner Ausgabe überhaupt nur zu nennen, und erst Ende des 19. Jahrhunderts wurde mit dem Briefwechsel der wahre Entdecker des Nibelungenliedes bekannt. Aus der sechsundzwanzigjährigen Lindauer Chirurgenzeit Obereits sind nur wenige Daten nachzutragen. 1763 wurde er auf Grund chemischer Untersuchungen zum Mitglied der Münchner Akademie der Wissenschaften ernannt, sechs Jahre später verschaffte ihm sein Freund Wieland, damals Kanzler der Reichsstadt Biberach den philosophischen Doktortitel, der den durch den Niedergang seiner Praxis schwer bedrängten und bedrückten Obereit aufrichtig erfreute und der ihm im späteren Kampf mit dem titelsüchtigen Zimmermann zweifellos nützlich war. 1776 heiratete Obereit seine Empyraea, der er später im neunten Bande von Moritzens «Magazin zur Erfahrungsseelenkunde» ein Denkmal setzte. Die überspannte Erotik Obereits gab wiederum Zimmermann treffliche Gelegenheit zum Spott über den Philosophen und das arme Handwerkerstöchterchen mit ihren medialen Fähigkeiten. Weil der Schwiegervater nicht in die Trauung willigte — so behauptet Zimmermann — floh Obereit mit seiner Psyche in die Schweiz und ließ sich in Winterthur trauen, wo die junge Frau nach achtwöchentlicher Ehe starb. Obereit führte in der Folge ein unruhiges Leben, machte mannigfache Versuche, als philosophischer Redner einen Lebenserwerb zu finden und landete schließlich bei seinem Bruder Ludwig in Dresden. In Leipzig, wohin er sich dann wandte, ging ihm bereits der Ruf eines Propheten voran. In Weimar — hier war er vier Wochen Gast in Wielands Hause — galt er allgemein als «der Magus». Von hier ging Obereit nach Hannover zu Zimmermann, der die Offenheit seines Gastes weidlich für die spätere Polemik nützte, dann kehrte er zurück nach Leipzig, blieb bei Freunden in der Lausitz, war wieder ein halbes Jahr in Weimar, siedelte nach Jena über, wurde, als die äußere Not ihn allzu sehr bedrängte und die Freunde nicht mehr helfen konnten, Kabinettsphilosoph am herzoglichen Hofe von Meiningen und starb bedrückt und in kärglichen Verhältnissen als Freund Fichtes am 2. Februar 1798 in Jena.

Obereits Schriften blieben weithin unbeachtet, bis er mit einem Angriff auf Zimmermann mit einem Schlage berühmt wurde. Der Schweizer Arzt aus Brugg, der als hannöverscher Leibarzt zu Ruhm und Ehren gekommen war, ließ seinem Jugendwerk «Betrachtungen über die Einsamkeit» im Jahre 1773 ein zweites Schriftchen nachfolgen «Von der Einsamkeit», eine Arbeit, die streng genommen den Trieb zur Geselligkeit als dem Menschen eingeboren und somit jeden Drang zur Einsamkeit als eine psychische Störung betrachtet. So nimmt es nicht wunder, daß Einsiedler, Anachoreten, Heilige und Menschenfeinde aller Art mit wenig liebenswürdigen Beiworten versehen bei Zimmermann als Vertreter der Einsamkeit, «die häufig aus dem Unterleib kommt», figurieren. Der erste Angriff Obereits gegen diese Studie, seine «Vertheidigung der Mystik» blieb ziemlich unbeachtet. Obereit hatte einige Einwände gegen Zimmermanns Arbeit in die Form zweier Gespräche vorgebracht und die Arbeit dem hannöverschen Arzt in der Handschrift gesandt: er kenne keinen Verleger, so möge Zimmermann dafür sorgen, daß das Buch gedruckt werde. Diese Naivität scheint Zimmermann so gerührt zu haben, daß er nach anfänglichem Schweigen die Schrift tatsächlich zum Druck gab. Obereit selbst mochte die Unzulänglichkeit der kleinen Schrift spüren, so ergänzte er sie 1781 durch die umfängliche Studie «Die Einsamkeit der Weltüberwinder». Wieder verweilte er unverhältnismäßig lange bei der Kritik von Einzelheiten des Zimmermannschen Buches, aber zwischen den Zeilen leuchtet bereits die Erkenntnis auf, daß eine Debatte über das Problem der Einsamkeit nicht mehr und nicht weniger bedeutet als eine Auseinandersetzung über die grundsätzlichen Positionen des Jahrhunderts überhaupt: Einsamkeit ist ja nichts anderes als ein bildhafter Ausdruck für Leben außer der Gemeinschaft. Eine Zeit aber, die in Staatstheorien denkt, deren Philosophie die «Glückseligkeit Aller» erwägt, muß den einsamen Menschen als nutzlos für die Gemeinschaft bekämpfen.

Es nützte Zimmermann nichts, daß er sich dem Wort nach als Freund der Einsamkeit bekannte, Obereit erkannte deutlich, daß der berühmte Arzt der Abwendung von der Gesellschaft nur ihr relatives Recht zuerkannte: Einsamkeit hat ihren Sinn, wenn sie den Einsamen dazu veranlaßt, neu gestärkt und gekräftigt in die Gemeinschaft zurückzutreten, sie ist verwerflich, wenn sie aus asketischer Weltabkehr zu einer prinzipiellen Haltung wird. Obereit hingegen

wußte um die Größe jener Einsamkeit, aus der der Mystiker Gott schaut, er kämpfte als homo religiosus, dem der Sinn des frommen «Entwerden» als Ziel echten Menschentums nahe ist, gegen den Soziologen Zimmermann, der implicite das Recht der Gemeinschaft auf den Menschen verkündete. Obereit begriff das Grundproblem des deutschen Idealismus, die Frage vom Verhältnis von Persönlichkeit und Gemeinschaft, während Zimmermann diese Aufgabe noch mit den primitiven Mitteln des Popularphilosophen zu lösen suchte. Erst nach Erscheinen der zweiten Schrift Obereits trafen sich die beiden Schweizer in Hannover. Gerade in diesen Monaten freundschaftlichen Verkehrs machte Obereits Buch in den literarischen Zirkeln Deutschlands die Runde und brachte seinen Verfasser zu Ansehen, und gleichfalls in diesen Monaten wurden die ersten beiden Bände von Zimmermanns vierteiligem Hauptwerk «Über die Einsamkeit» für den Druck fertig gemacht. Obereit war schon von Hannover abgereist, als ihm die ersten beiden Teile dieses Buches zu Gesicht kamen, aus denen er feststellte, daß der Gegner die Grenzen anständiger Kampfesweise weit überschritt. Er antwortete noch einmal mit seiner «Supplike an philosophische Damen», dann aber im Jahre 1785 kam der dritte Band von Zimmermanns großem Buche heraus mit seiner gehässigen Charakteristik Obereits, einem ganzen Kapitel voll von hysterischen Beschimpfungen, ironischen Wendungen, maliziösen Behauptungen, um den Gegner der Lächerlichkeit preiszugeben. Auf diesen massiven Angriff antwortete Obereit nicht mehr. Gedickes «Berliner Monatsschrift» griff Obereit an, er habe das verwerfliche Buch von St. Martin in Deutschland propagiert und sei das Haupt des Ordens der Centralisten, einer jesuitischen Geheimgesellschaft. Obereit fertigt diese dummen Anwürfe mit erfreulicher Klarheit ab. Offen nennt er seine Lehrer: Huß, Luther, Zwingli, Arndt und Spener, Molinos und Fénelon, Gottfried Arnold und Hoburg. Deutlich umschreibt er den Sinn dessen, was er Centralismus nennt: «aller Betrug kommt von Schein und Bild. Der Centralismus braucht keine Bilder ausser der Natur selbst.» Gotteserkenntnis aus der Natur, daran erkennt man den «Pansophen», der seine alchimistischen Versuche nicht aus Geldgier unternimmt, der vielmehr hinter der Verwandlung der Metalle Gott erkennt. «Der Centralismus, so gut als das Centrum der Seele selbst hat keiner Stiftung nötig, hat nichts mit Büchern zu tun, hängt von keiner Macht der Welt ab, weder von weltlicher

noch kirchlicher Macht, denn er ist pur und ganz inwendig gründlich. Er ist ganz einfältig. Nichts als auf Grund, Wesen, Kern aller Sachen zu dringen, natürlich und frei genetisch evolutiv. Der ewige Centralismus ruhet nur auf der einigen Grundvollkommenheit, dem Vollkommenheitsgesetze der Gottheit selbst». Das konnte Aufklärungsgelehrsamkeit mit dem Worte Schwärmerei abtun, wir erkennen hinter den krausen Wendungen den Versuch, inmitten des Rationalismus die grosse mystisch-theosophische Ueberlieferung weiterzuführen. Die letzten fünfzehn Jahre Obereits gelten seiner Auseinandersetzung mit der kritischen Philosophie. Zuerst erschrickt er über die Ideenmasse, die ihm in Kants «Kritik der reinen Vernunft» entgegentritt. Dann aber packt er den Gegner mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen. «Wir sind schon unendlich über des grössten critischen Kants blossen Lehrglauben hinaus. Die notwendige erste Grundwissenschaft bedarf gar keinen doktrinalen Glauben.» Obereit kämpft — wenn dieses moderne Wort aus der Theologie gestattet ist — vom Stande des «theozentrisch» Gläubigen gegen die Erkenntnistheorie, die den Bereich des Glaubens vom Reich der Erkenntnis abgrenzt: der Glaube ist überall, er durchdringt alle Bereiche, auch das der Erkenntnis. Und wieder erstaunt die Klarheit, mit der Obereit die drei «möglichen Philosophien» unterscheidet: die kritische Kants, die populäre, für die ihm Reinhold typisch erscheint und die «originelle Darstellungskunde», wir dürfen sagen: die spekulative Mystik. In dieser Unterscheidung ist bereits die kommende Entwicklung der Deutschen Philosophie vorweggenommen, Grund genug, um zu verstehen, warum Fichte den Mann ernst nahm, den Zimmermann als kleinen Schwärmer abtun zu können glaubte.